Georg Friedrich Meiers
der Weltweisheit öffentlichen Lehrers
zu Halle

Beurtheilung
der
Gottschedischen Dichtkunst.

Viertes Stück.

Der sechste Abschnitt.

Beurtheilung des sechsten Capitels der Gottschedischen Dichtkunst.

§. 103.

Dieses Capitel handelt von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie. Diese Materie ist ohnstreitig eine von den wichtigsten und nöthigsten in einer Dichtkunst, weil die poetische Wahrscheinlichkeit, wenn ich so sagen soll, die Grundvollkommenheit aller übrigen Schönheiten ist, indem kein unwarscheinlicher Gedancke wahrhaftig schön seyn kan. Es wäre also zu wünschen, daß der Herr Professor diese Materie gründlich und ausfürlich abgehandelt hätte. Allein, wenn man die Wahrheit sagen soll,

so ist dieses Capitel das allermangelhafteste und unvollständigste in dem gantzen ersten Theile der Gottschedischen Dichtkunst. Wer es blos dem ersten Ansehen nach beurtheilt, der wird es für weitläuftig genug halten. Allein, so bald man es näher betrachtet, so sieht man, daß es aus zwey Theilen besteht. Der erste geht von dem ersten Absatze an, bis in den Anfang des fünften, und enthält die Gottschedische Theorie von der poetischen Wahrscheinlichkeit. Der zweyte fängt im fünften Absatze an, und geht bis ans Ende dieses Capitels §. 33. und der enthält weiter nichts, als eine Critick über viele Dichter und Gedichte, in Absicht auf die Wahrscheinlichkeit einiger ihrer Gedancken. Wer also nur ohngefehr bedenckt, wie viel man von einer so wichtigen poetischen Schönheit, als die Wahrscheinlichkeit ist, sagen kan und muß, der kan schon durch ein gegründetes Vorurtheil schliessen, wie sehr man sich betrüge, wenn man in diesem Capitel einen hinlänglichen Unterricht von der poetischen Wahrscheinlichkeit sucht. Doch sind der Unterlassungssünden hier mehr, als der Begehungssünden.

§. 104.

Alles was der Herr Professor von der poetischen Wahrscheinlichkeit gesagt und gelehrt hat, besteht nur in folgenden Stücken. 1) Gibt er eine Erklärung dieser Wahrschein-

lichkeit

lichkeit §. 1. Zum 2) theilt er sie in eine bedingte und unbedingte Wahrscheinlichkeit ein §. 2. 3. Zum 3) merckt er §. 5 an, daß etwas durch den Zusammenhang wahrscheinlich werden könne. Ich will erst diese Untersuchungen beurtheilen, und alsdenn ein Verzeichniß derjenigen Betrachtungen, die der Hr. Professor zum Nachtheil der Vollkommenheit seiner Dichtkunst gantz übergangen hat, meinen Lesern vor Augen legen.

§. 105.

In dem ersten Absatze erklärt der Herr Professor die poetische Wahrscheinlichkeit, durch die Aehnlichkeit des Erdichteten mit dem, was würcklich zu geschehen pflegt, oder durch die Uebereinstimmung der Fabel mit der Natur. Ich gebe gerne zu, daß aus dieser Uebereinstimmung und aus dieser Aehnlichkeit eine poetische Wahrscheinlichkeit entstehe; ja, daß diese Wahrscheinlichkeit in manchen Fällen nicht anders, als durch die Uebereinstimmung des Erdichteten mit der Natur, erhalten werden könne. Allein meinen Einsichten nach ist diese Erklärung der poetischen Wahrscheinlichkeit zu enge, und es giebt eine poetische Wahrscheinlichkeit, die in keiner Uebereinstimmung des Erdichteten mit dem, was würcklich geschieht, besteht. 1) Weil nicht alle poetische Gedancken eine Erdichtung oder Fabel sind, alle poetische Gedancken aber wahrscheinlich seyn

müssen, so können nicht alle poetisch wahrscheinliche Gedancken deswegen wahrscheinlich seyn, weil das Erdichtete mit dem, was würcklich geschieht, übereinstimt. Indem also der Herr Professor, durch seine Erklärung, die poetische Wahrscheinlichkeit auf die Erdichtungen und Fabeln einschrenckt, so erklärt er nur eine Art der Wahrscheinlichkeit, da er doch die gantze Gattung derselben hätte erklären sollen. Folglich kan man aus dieser Erklärung, die Beschaffenheit der Wahrscheinlichkeit der übrigen poetischen Gedancken, nicht verstehen lernen. Kan man wohl sagen, daß folgender Gedancke des Virgils, dem man doch ohne Widerrede die poetische Wahrscheinlichkeit nicht absprechen kan, deswegen wahrscheinlich sey, weil die Fabel und das Erdichtete mit der Natur, oder mit dem, was würcklich geschieht, übereinstimme?

Multa dies variusque labor mutabilis ævi
Rettulit in melius. Multos alterna revisens
Lusit, et in solido rursus fortuna locavit.
Aen. L. XI.

Und dergleichen Beyspiele könnte ich noch unendlich viel anführen, wenn es nöthig wäre. 2) Die Erklärung des Herrn Professors erstreckt sich nur auf solche poetische Gedancken, deren Gegenstände als würckliche einzelne Dinge vorgestelt werden. Allein da ein Dich-

ter

ter ofte allgemeine abstrackte Wahrheiten vorträgt, wie aus allen Lehrgedichten erhellet, so besteht die poetische Wahrscheinlichkeit derselben in etwas gantz andern, als in der Aehnlichkeit mit demjenigen, was würcklich geschieht. Folglich hat der Herr Professor die allgemeinen Quellen der poetischen Wahrscheinlichkeit, und das Wesen samt der Natur derselben überhaupt, gar nicht entdeckt. Meines Erachtens kan man in dieser Sache nicht gründlicher und gewisser verfahren, als wenn man der Metaphysick folgt. Die metaphysischen Begriffe haben eine allgemeine Wahrheit, und müssen in allen andern Wissenschaften zum Grunde gelegt werden. Nun wird in der Metaphysick bewiesen, daß eine Sache wahr sey, wenn sie mit den allgemeinen Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß übereinstimt, oder wenn sie möglich ist und einen hinreichenden Grund hat. Die poetische Wahrheit besteht also, in der Uebereinstimmung einer Sache mit diesen Grundsätzen, in so fern dieselbe sinnlich schön oder poetisch erkant werden kan. Oder ein Gedancke ist poetisch wahr, in so ferne wir durch die untern Kräfte unserer Seele nichts widersprechendes und ungegründetes in demselben gewahr werden. Weil nun der gröste Theil des poetisch wahren nicht mit einer völligen Gewisheit erkant werden kan, so heißt die poetische Wahrheit überhaupt, von

ihrem gröſſern Theile, eine Wahrſcheinlichkeit. Dieſer Begriff iſt fruchtbar, erſchöpft das Weſen aller poetiſchen Wahrſcheinlichkeit, und entdeckt alle Kunſtgriffe, wodurch die poetiſche Wahrſcheinlichkeit erhalten und befördert werden kan.

§. 106.

Im Anfange des erſten Abſatzes ſagt der Herr Profeſſor: das Wunderbare muß auch glaublich herauskommen, und zu dem Ende weder unmöglich noch widerſinniſch ausſehen. Wenn dieſer Ausſpruch wahr ſeyn ſoll, ſo muß man annehmen, daß nichts unmögliches und widerſinniſches poetiſch glaublich ſeyn könne. Allein das iſt unleugbar falſch. Wenn man alles dasienige, was überhaupt unmöglich und widerſinniſch iſt, für poetiſch unwahrſcheinlich und unglaublich halten wolte, wie viele Gedancken der bewährten Dichter würden wohl glaublich bleiben? Es iſt ohne Beweiß klar, daß die ganze Mythologie, und alle Gedancken der Poeten, die auf dieſelbe gebauet worden, poetiſch unwahrſcheinlich ſeyn würden, und das wird kein Kunſtrichter, der gründlich denckt, behaupten. Man kan nur dasienige unmögliche und widerſinniſche unwahrſcheinlich nennen, deſſen Unmöglichkeit man durch die untern Kräfte der Seele gewahr werden kan, und durch denienigen Gebrauch derſelben, der in einem iedesmaligen Falle vorausgeſetzt

gesetzt werden muß, wenn man die Wahrscheinlichkeit einer Sache beurtheilen will. Folglich können viele unmögliche und widersinnische Dinge glaublich seyn. Wolte man den Herrn Professor wider meinen Einwurf dadurch schützen, daß er das Wort aussehen braucht, welches man so erklären kan, wie es mein Einwurf fodert; so wird doch wenigstens so viel erhellen, daß er in einer so wichtigen Sache nicht bestimt und deutlich genug geredet, und daß er nothwendig hätte bemercken sollen, daß unmögliche Dinge wahrscheinlich seyn können. Wer sich das in den Kopf setzt, daß alles unmögliche unwahrscheinlich sey, der wird manchen poetischen Gedancken mit Unrecht als unwahrscheinlich verwerfen. Ja indem er alsdenn verführt wird, lauter metaphysisch mögliche Dinge in seinen Gedichten vorzutragen, so wird er vielmals trocken dencken, und alsdenn philosophiren, wenn er als ein Dichter dencken solte.

§. 107.

In dem 2 und 3 §. wird von der bedingten und unbedingten Wahrscheinlichkeit gehandelt. Der Herr Professor würde wohl gethan haben, wenn er, von diesen beyden Arten der Wahrscheinlichkeit, recht bestimte und ausführliche Begriffe gegeben hätte. Insonderheit hätte er die Bedingung genauer bestimmen sollen, unter welcher etwas hypo-

thetisch wahrscheinlich seyn kan. Ist diese Bedingung selbst von aller Wahrscheinlichkeit entblößt, so kan sie keine andere Sache wahrscheinlich machen. Man kan bey den unglaublichsten Mährlein eine Bedingung ersinnen, unter welcher sie wahrscheinlich sind, wenn man die Bedingung als wahrscheinlich gelten läßt. Ich könnte ia, wenn sich die Thiere in den Fabeln Gevatter nennen, nur voraussetzen, daß sie Christen wären. Folglich kan niemand aus der Gottschedischen Dichtkunst lernen, wie er einen Gedancken auf eine bedingte Art wahrscheinlich machen soll. In dem dritten Absatze stehn die Worte: hier ist also nichts widersprechendes, folglich auch nichts unwahrscheinliches. Sollen sie wahr seyn, so muß man annehmen, daß alles mögliche wahrscheinlich sey, allein das ist falsch. Viele mögliche ia würckliche Dinge sind unwahrscheinlich. Und es kan iemand in einem Gedichte lauter mögliche Sachen vortragen, und es folget daraus noch nicht, daß er die poetische Wahrscheinlichkeit beobachtet. Daher befiehlt Aristoteles den Dichtern, daß sie die Geschichte eines Heldengedichts oder Tragoedie nicht gantz aus der Historie nehmen sollen, weil eine würcklich geschehene folglich mögliche Begebenheit nicht immer wahrscheinlich sey. Vielleicht könnte es vielen paradox vorkommen, daß unmögliche Dinge wahrscheinlich und

mög-

mögliche unwahrscheinlich seyn könnten. Ich muß mich demnach mit dem Ansehen des grösten Kunstrichters, des Aristoteles, schützen. Dieser sagt in dem XXV. Capitel seiner Dichtkunst: **Ein Dichter muß vielmehr unmögliche Dinge erwählen, wenn sie nur wahrscheinlich sind, als mögliche Sachen, welche mit aller ihrer Möglichkeit unglaublich sind.**

§. 108.

In dem vierten Absatze widerlegt der Herr Professor den Aristoteles, welcher gesagt: **Die poetische Wahrscheinlichkeit gehe zuweilen bis aufs unvernünftige.** Eigentlich hat dieses Aristoteles nicht gesagt, sondern seine Worte gehen auf das Wunderbare, von welchem er behauptet, daß es manchmal unvernünftig seyn könne. Der Herr Professor widerlegt diesen Ausspruch nicht gerade zu, sondern er nennt ihn nur zu hart, und stelt das Exempel, welches Aristoteles zur Bestätigung seines Satzes aus der Ilias anführt, als wahrscheinlich vor. Allein Aristoteles leugnet diese Wahrscheinlichkeit nicht. Folglich trift der Tadel denselben gar nicht, indem er beydes zugibt, so wohl daß es wahrscheinlich, als auch ungereimt sey. In meinen beyden vorhergehenden Absätzen habe ich die Gründe angeführt, warum etwas wahrscheinlich und ungereimt zugleich seyn könne.

Folg-

Folglich hat Aristoteles von dieser Sache nicht einmal zu hart gesprochen.

§. 109.

In dem fünften Absatze komt der Herr Professor auf eine gute Spur, die Wahrscheinlichkeit zu untersuchen. Allein er verläßt sie zu geschwinde, und berührt sie nur gantz obenhin. Er sagt nemlich, durch den Zusammenhang könne etwas glaublich werden. Hätte er hier gewiesen, wie man diesen Zusammenhang hervorbringen könne und müsse, so würde er die poetischen Schöpfungen erklärt haben, und da würde man sagen können, daß er eine der wichtigsten Materien der Dichtkunst gründlich abgehandelt hätte.

§. 110.

Ich will nunmehr zeigen, was für wichtige Untersuchungen in der Gottschedischen Dichtkunst fehlen, und ohne welchen die Lehre von der poetischen Wahrscheinlichkeit unmöglich hinreichend und vollständig genug seyn kan. Es gehören hieher folgende Betrachtungen.

1. Welche Wahrheiten von einem Dichter nicht müssen vorgetragen werden? Dahin gehören a) alle Wahrheiten, die nur mit dem Verstande begriffen werden können; b) alle Wahrheiten, die so klein sind, daß sie unter dem poetischen Horizonte angetroffen werden; c) alle Wahrheiten in so ferne sie deutlich und philosophisch erkant werden. Und hier muß untersucht werden,

in

in wie ferne es einem Dichter erlaubt sey, auch eine deutliche Erkenntniß der Wahrheit zu suchen und zu befördern.

2. Welche irrige und falsche Gedancken von einem Dichter nicht vermieden werden dürfen? nemlich a) die Irrthümer, die nur mit dem Verstande können entdeckt werden, und b) diejenigen, die viel zu klein sind, als daß derselben Vermeidung eine einem Dichter anständige Beschäftigung seyn solte.

3. Die Arten der poetischen Wahrheiten, 1) die allgemeinen, 2) die Erfahrungen, 3) die wahrscheinlichen Gedancken.

4. Ob eine an sich betrachtet unmögliche und unvernünftige Sache, poetisch wahrscheinlich gedacht werden könne?

5. Die Bestimmung aller Arten der Gedancken, die eine poetische Wahrscheinlichkeit haben. Ob die poetisch wahrscheinlichen Gedancken philosophisch gewiß, ungewiß, wahrscheinlich, unwahrscheinlich, zweifelhaft seyn können?

6. Die Untersuchung der Einheit der Gedancken, ohne welcher keine poetische Wahrscheinlichkeit möglich.

7. Worauf die unbedingte Wahrscheinlichkeit beruhet?

8. Wie die bedingte Wahrscheinlichkeit erhalten werden kan und muß, z. E. die Sachen müssen physisch und moralisch möglich seyn.

Die

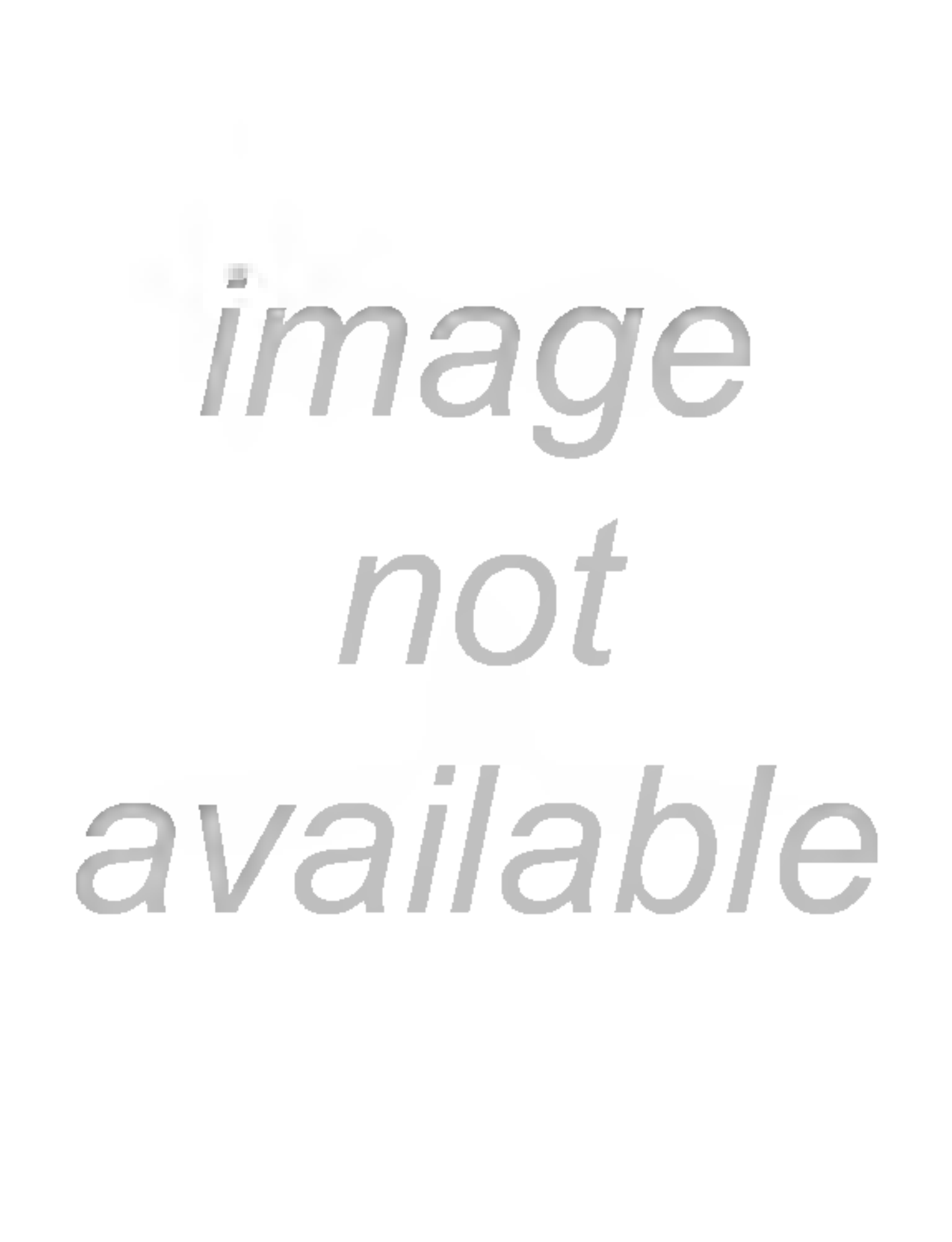
image
not
available

habe bey meiner gantzen Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst nur die Absicht, mich bey der Theorie der Regeln vornemlich aufzuhalten. Denn, da der Herr Professor seine Critick seiner Theorie gemäß eingerichtet, so kan ein ieder ohne mein Erinnern von selbst sehen, worin er meiner Einsicht nach geirret, wenn ich seine Theorie widerlegt habe. Unterdessen werde ich doch hie und da einige Anmerckungen machen, wenn ich finde, daß die Critick des Herrn Professors auf einem Grundsatze beruhet, der meiner Einsicht nach falsch ist. Als in den 5. §. wird Homer getadelt, daß er den Vulcan hat Wercke verfertigen lassen, die schlechterdings unmöglich sind, z. E. Stühle, die von selbst gehen können. Es wird also hier der Satz zum Grunde gelegt, daß alles, was an sich unmöglich ist, auch durchgehends poetisch unwahrscheinlich sey. Allein ich glaube, daß dieser Satz falsch sey, wie ich §. 107 bemerckt habe. Daß ein Baum redet, ist ohne Zweifel schlechterdings unmöglich. Nun aber hat der Herr Professor selbst §. 3. die Wahrscheinlichkeit einer Fabel, in welcher Bäume redend eingeführt werden, zugestanden. Er sagt: solchen Fabeln komme eine hypothetische Wahrscheinlichkeit zu, ob gleich so schlechterdings keine vorhanden wäre. Heißt dieses nicht so viel, als eine Sache, die an sich unmöglich ist, kan hypothetisch wahrscheinlich

lich seyn? Ueberdies handelt man zu scharf, wenn man die alten Dichter nach den Begriffen unserer aufgeklärten Zeiten beurtheilt. Im Homer sind viele Sachen wahrscheinlich, die ein heutiger Dichter nicht vortragen darf, wenn er wahrscheinlich dencken will. Wie will man demselben also zur Last legen können, daß er eine Unwahrscheinlichkeit nicht vermieden, die er nicht hat vermeiden können?

§. 112.

In dem 6. §. wird behauptet, daß Homer wider die Wahrscheinlichkeit gesündiget, indem er die Götter ärger als die unvollkommensten Menschen geschildert. Ich getraue mir den Homer in diesem Stücke zu entschuldigen. In den damaligen finstern Zeiten setzte man, den Vorzug der Gottheit für den Creaturen, beynahe gantz allein in der Allmacht, wie ich das aus dem Homer selbst zu beweisen im Stande bin. Da man nun sahe, daß die mächtigsten unter den Menschen nicht nothwendig die besten waren, so kan man es dem Homer, um seiner elenden Theologie willen, die er damals nicht besser hat haben können, meinem Bedüncken nach wohl vergeben, daß er seine Götter so elend vorgestelt. Der Herr Professor rettet den Homer §. 2. selbst aus einem vollkommen ähnlichen Grunde.

§. 113.

Im 8 §. glaubt der Herr Professor, daß es der Wahrscheinlichkeit zuwider, wenn Homer seinen Helden, ehe sie sich schlagen, erst lange Reden halten läßt, weil dieses der Natur der Affecten zuwider; desgleichen wenn er den Hector seine Pferde anreden läßt. Allein vielleicht läßt sich diese Critic durch folgende Betrachtungen umstossen. 1) In einem Heldengedichte läßt sich vieles mit Wahrscheinlichkeit sagen, was ungereimt seyn würde, wenn es auf einem Theater vorgestelt würde, was folglich unmöglich sich würcklich zutragen kan. Wenn es also gleich unmöglich wäre, daß ein paar hitzige Kämpfer erst lange Reden halten, so folgt daraus noch nicht, daß es in einem Heldengedichte unwahrscheinlich sey. Hier sieht der Leser die Sachen nicht würcklich vor sich. Er wird in das Gewebe der Gedancken dergestalt verwickelt, daß er nicht Achtung geben kan, ob die Sache eine Ungereimtheit enthalte. Aristoteles hat, in dem XXV. Capitel seiner Dichtkunst, den Homer bey einer andern Gelegenheit auf eben die Art vertheidiget. 2) Die alten Helden suchten ihren einzigen Ruhm in den Zweykämpfen, wenn sie einen grossen und berühmten Feind überwunden. Da es nun, um ihrer Rüstung willen, unmöglich war, daß sie einander iederzeit hätten gleich erkennen sollen, so kan es

damals was gewöhnliches gewesen seyn, welches also Homer am besten muß gewußt haben, daß vor dem Anfang des Kampfs ein ieder sich dem andern bekant gemacht. Die damalige Art des Krieges verstattete dieses ebenfals. Und da die Ruhmsucht bey solchen Gelegenheiten der herrschende Affect war, so kan man schwerlich annehmen, daß die Helden in solchen Umständen iederzeit von solchen wüthenden Leidenschaften wären bestürmt worden, die dergleichen Reden unmöglich machen. 3) Da es noch heute zu Tage geschieht, daß Traurige und Verliebte so gar den Felsen und Wäldern ihre Noth klagen, so scheint die Rede des Hectors an seine Pferde nicht eben gantz unwahrscheinlich zu seyn. Die Leidenschaften sind ia von der Natur, daß man in denselben die Gegenstände nicht hinlänglich unterscheiden kan. Wer hält es für unwahrscheinlich, wenn ein Hirte in einem Hirtengedichte ein Schaaf oder seinen Hund anredet?

§. 114.

In dem 9. §. thut der Herr Professor dem Herrn von Voltaire einiges Unrecht. Es heißt: Nur das muß ich hinzusetzen, daß Voltaire, in seinen Gedancken vom Heldengedichte, den Virgil dadurch hat entschuldigen wollen, daß schon Dionysius von Halicarnaß, in seiner Historie so wohl der Harpyen, als des Celeno und

des

des Königs Cacus gedacht; und daß Virgil also Wahrscheinlichkeit genug für sich gehabt habe. Allein, erstlich ist es gewiß, daß dieser Geschichtschreiber, seinem eigenen Geständnisse nach, sein Buch allererst zwanzig Jahre nach geendigten Bürgerkriegen in Italien geschrieben, als Virgil schon zehn oder zwölf Jahr todt gewesen: so, daß eher Dionysius den Poeten, als dieser jenen gelesen und gebrauchet haben kan. Jeder Leser muß hier auf die Gedancken kommen, als wenn der Herr von Voltaire, eine grosse Unwissenheit in der Historie, dadurch an den Tag gelegt, daß er vorgegeben, Virgil habe den Dionysius gelesen. Allein das ist dem Herrn von Voltaire nicht in die Gedancken gekommen. Seine Worte lauten so: Virgile rassembla donc, dans son poëme, tous ces différens materiaux qui étoient epars dans plusieurs Livres, et dont on peut voir quelques-uns dans Denis d' Halicarnasse. Wer diese Worte betrachtet, der wird unmöglich glauben können, daß Voltaire diese Critic verdiene. Er sagt ja nur, Virgil habe aus vielen Büchern die Materialien zusammengesucht. Und damit er wahrscheinlich machen könne, daß dieselben in Büchern gestanden, so beruft er sich auf den Dionysius, der sie nicht ersonnen, sondern aus eben den Quellen, als Virgil geschöpft.

Wenigstens fodert die hermeneutische Billigkeit diese Auslegung, weil Voltaire nicht ausdrücklich sagt, Virgil habe diese Fabeln aus dem Dionysius genommen.

§. 115.

Die lange Rede des Aeneas in dem zweyten und dritten Buche der Aeneis kan eben so entschuldiget werden, als ich §. 113. gethan, weil in einem Heldengedichte vieles wahrscheinlich ist, was auf der Schaubühne unerträglich wäre.

§. 116.

In dem 46. §. tadelt der Herr Professor den Herrn von Voltaire, daß er in seiner Henriade die protestantische Religion als eine abscheuliche Ketzerey vorgestelt. Er macht sich selbst den Einwurf, daß Voltaire ein Papist sey; er antwortet aber, daß er kein blinder Papist sey. Diese Antwort ist meinem Bedüncken nach nicht hinlänglich. Ob gleich die Religion des Herrn von Voltaire zweifelhaft seyn kan, so muß man ihn doch aus seinen Wercken beurtheilen, die er unter seinem Namen herausgegeben. Da er nun in denselben mehrentheils vorgibt, daß er ein aufrichtiger Papist sey, wie will man ihm also verdencken können, daß er die protestantische Religion als einen Irrthum verwirft? Wenn das angienge, so würden alle Papisten, davon mehr als halb Europa voll ist, einen protestantischen Dichter iederzeit vor-

werfen

werfen können, daß er die Wahrscheinlichkeit verletzt, wenn er in seinen Gedichten dem Papstthume widerspricht.

§. 117.

In dem 27. §. tadelt der Herr Professor den Herrn von Voltaire, daß er GOtt ein Wunderwerck verrichten läßt, um der Zauberer willen. Daß dieses mit der gesunden Gottesgelahrheit bestehen könne, kan man vielleicht aus dem Beyspiele der Zauberer in Aegypten beweisen, welche dergleichen Wunder, als Moses, verrichtet. Sind es Wunder gewesen, so muß sie GOtt selbst verrichtet haben.

§. 118.

In dem 29. §. tadelt der Herr Professor den Sophocles, daß er in seinem Oedipus diesen König vorstelt, als wenn er nach einer langen Regierung noch nicht gewußt, wie sein Vorfahr Laius ums Leben gekommen. Hätte er sich erinnert, was Aristoteles von eben dieser Sache, in dem XXV. Capitel seiner Dichtkunst, gesagt, so würde er vielleicht anders geurtheilt haben. Dieser grosse Kunstrichter macht einen Unterschied, unter dem, was zu der Handlung einer Tragoedie gehört, und unter demjenigen, was von derselben ausgeschlossen ist. Um das letzte bekümmert sich ein tragischer Dichter so wenig, daß er es nur beyläufig anführt. Es gehört nicht zu seinem Gegenstande, und folglich kan man auch

nicht fodern, daß er seine poetische Geschicklichkeit an denselben vor diesesmal ausübe. Folglich hat schon Aristoteles in diesem Stücke den Sophocles gerettet.

Der siebende Abschnitt
Beurtheilung des siebenden Capitels der
Gottschedischen Dichtkunst.

§. 119.

Nunmehr folgen in der Gottschedischen Dichtkunst einige Capitel, bey welchen ich, meinen Einsichten nach, viel weniger zu erinnern finde, als bey den vorhergehenden. Der Herr Professor handelt in denselben von der Sprache der Dichter, und man muß gestehen, daß er diese Materie dem gröſten Theile nach schön, gründlich und ausführlich abgehandelt hat. In diesem Capitel wird von den poetischen Worten gehandelt. Wenn ich überhaupt sagen soll, was mir an diesem Capitel nicht gefält, so werde ich es am besten meinen Lesern begreiflich machen, wenn ich zeige, wie ich diese Materie abhandeln würde. Ich würde nemlich die Worte betrachten.

1. In Absicht auf ihr Verhältniß gegen die Bedeutung und da würde ich handeln, 1) von

von der Klarheit, Dunckelheit und Zweydeutigkeit derselben, und von leeren Wörtern, die gar nichts bedeuten: 2) von der Proportion derselben mit der Bedeutung, welches nemlich ehrbare oder niederträchtige, edle oder unedle, hohe oder niedrige Worte wären, matte oder nachdrückliche: 3) von den Wörtern die abstracte Bedeutungen haben, und von den eigenthümlichen Nennwörtern, den Beywörtern, Mittelwörtern u. s. w.

2. Die Wörter an sich betrachtet
   a. ihrer Beschaffenheit nach α) von den alten, neuen, üblichen, einheimischen, ausländischen Wörtern; β) worin das angenehme, unangenehme, rauhe u. s. w. derselben bestehe
   b. ihrer Grösse nach, da ich von demjenigen handeln wolte, was man die Sonoritas nennt.

Ein ieder wird schon von selbst sehen können, was der Herr Professor in seiner Abhandlung ausgelassen hat, ohne daß ich diese Stücke hier anführen darf.

§. 129.

In dem 7. §. gibt der Herr Professor die Regel, daß ein Dichter sich für den pöbelhaften Worten hüten müsse. Diese Regel ist nothwendig, allein das Exempel, so er anführt, scheint zu beweisen, daß er dieselbe nicht deutlich genug vorgetragen. Er sagt,

wenn z. E. gemeine Leute sagen, der Kopf thut mir wehe; so spricht etwa der Poet: Ein Schmertz durchdringt mein Haupt. Allein ein ieder sieht, daß der Vorzug des letzten Satzes vor dem ersten darin bestehe, daß die Gedancken desselben schöner sind. Alle gemeine Leute brauchen ia daß Wort, Schmertz, durchdringen, Haupt. Zwar was das letzte Wort betrift, so kan man dasselbe als ein Beyspiel hier anführen. Der gemeine Mann nennt seinen Kopf niemals oder doch seltener das Haupt. Wenn man also die gemeinen und ungemeinen Wörter gehörig unterscheiden will, so muß man zu den ersten diejenigen rechnen, die nur von dem Pöbel, niemals aber von wohlgezogenen Leuten gebraucht werden, ihre Bedeutungen mögen nun pöbelhaft oder nicht pöbelhaft seyn, denn darauf wird hier nicht gesehen, weil man auch mit ungemeinen Wörtern pöbelhafte Begriffe verbinden kan. Zu den andern gehören nun alle übrige. Z. E. das Wort Schnautze, Maul und Mund bedeuten einerley. Das erste braucht nicht einmal der Pöbel, wenn er artig thun will. Das zweyte ist auch gemein. Kein wohlgezogener Mensch wird in einer ansehnlichen Gesellschaft, seinen Mund ein Maul nennen. Ich glaube es würde iemand sich um unsere Sprache sehr verdient machen, wenn er auf diese Art die gemeinen Wörter samlete, oder in einem deutschen Wörter-

terbuche iederzeit anmerckte, welches Wort gemein sey. Die Sprache des Hofes und vornehmer Leute muß hier vornemlich zur Richtschnur dienen, weil in der Natur der Wörter selbst kein hinreichender Grund liegt, warum sie pöbelhaft sind oder nicht.

§. 121.

In dem 8. §. scheint der Herr Professor die gemeinen Worte mit den niedrigen zu verwechseln. Er meint, in einem Schäfergedichte, Briefe u. s. w. könne man gemeine Wörter brauchen. Allein, vermöge meines vorhergehenden Absatzes, muß ein Dichter niemals gemeine Worte brauchen, es sey denn durch eine Personendichtung in einer Comödie oder Satyre, da der Dichter aber doch die Schrancken beobachten muß, die der Herr Professor vorschreibt. Wenn man in einem Schäfergedichte die Schäfer gemeine Worte brauchen läßt, so tadeln das die Kunstrichter, indem sie sagen: man liesse einen arcadischen Schäfer wie einen Bauer reden. Zwischen den gemeinen Worten und den gesuchten edlen erhabenen gibt es noch viele, die weder gemein noch edel sind, und demohnerachtet natürlich sind. Weil die schweizerischen Kunstrichter schon Herr Hallern wider die Critick vertheidiget, die der Herr Professor §. 12. über das von denselben gebrauchte Wort Maronen gemacht hat, so will ich davon nichts erwähnen. Der Con-

text macht vielmals eine Zweydeutigkeit unmöglich, die sonst bey einem Worte würde statt finden.

§. 122.

Bey der Untersuchung, ob es einem Poeten frey stehe neue Wörter zu machen, hat der Herr Professor meines Erachtens die beyden wichtigsten Regeln vergessen, wodurch diese Freyheit gehörig eingeschränckt wird. Nemlich 1) ein Dichter kan so ofte ein neues Wort machen, so ofte er keins in der Sprache findet, das schon bekant ist, und welches seinen schönen Gedancken hinreichend ausdruckt. 2) Das neue Wort muß einem ieden, der der Sprache kundig ist, völlig verständlich seyn, und es muß daher nach der Analogie derselben Sprache gemacht werden.

§. 123.

Von §. 22-27 handelt der Herr Professor von den Beywörtern, und diese Abhandlung ist in diesem Capitel die unvollständigste. Wenn man hinlänglich von dem Gebrauche der Beywörter handeln will, so muß man zeigen, daß die Beywörter alle poetische Schönheiten befördern. Es gibt also 1) bereichernde Beywörter, die den Gedancken reicher machen; 2) Beywörter, die den Gedancken groß oder erhaben machen; 3) erleuchtende Beywörter 4) beweisende und 5) rührende. Wenn man also die poetischen Schönheiten überhaupt gründlich genug abgehandelt hat, so läßt sich

da-

dadurch leicht bestimmen, wenn ehe eins dieser Beywörter nöthig, und wenn ehe es überflüßig ist.

§. 124.

Der Herr Professor handelt am Ende dieses Capitels von den Wortspielen und züchtiget dieselben nach Verdienst. Es wäre zur Ehre des deutschen Witzes zu wünschen gewesen, daß er auch von den übrigen kindischen Läppereyen gehandelt hätte z. E. von den Namenversen, von denenjenigen, in welchen die Zahlbuchstaben die Jahrzahl ausmachen u. s. w. Denn sein Ansehen würde sehr vieles beygetragen haben diesen Tändeleyen, die noch sehr im Schwange gehen, Einhalt zu thun.

Der achte Abschnitt

Beurtheilung des achten Capitels der Gottschedischen Dichtkunst.

§. 125.

In diesem Capitel handelt der Herr Professor, von den verblümten Redensarten. Wenn man den Titel dieses Capitels ohne die Ausführung betrachtet, so muß man entweder eine gantz unnöthige Abhandlung ver-

ver-

muthen, oder eine solche, die kein eigenes Capitel verdient, sondern zu einem andern gehört. Denn der Herr Professor versteht durch eine Redensart entweder einen vollständigen Satz, oder nur einen Begriff der aus dem Prädicate und dem Verbindungsworte zusammengesetzt ist. Ist das erste, so gehört dieses gantze Capitel zu dem folgenden, und ist ohne Grund von demselben unterschieden worden. Ist das letzte, so gehört es zu dem vorhergehenden, in welchem von den poetischen Worten gehandelt worden. Doch diesen kleinen Fehler kan man sehr leicht übersehen, weil er nur wider die Regeln einer natürlichen Methode anstößt. Betrachtet man aber die Abhandlung dieses Capitels, so stimt dieselbe mit dem Titel gar nicht überein. Der Herr Professor handelt durchgehends, von einigen Schönheiten der poetischen Gedancken. Wenn man aber verspricht von Redensarten zu handeln, so vermuthet man mit Recht eine Betrachtung der Zeichen unserer Gedancken. Es ist also in diesem Capitel mehr gehalten, als versprochen worden, welches ich nur deswegen für einen Fehler halte, theils weil der Herr Professor aus einem Mangel hinlänglicher deutlicher Begriffe von den Sachen, die hier vorkommen, denselben begangen, theils weil Anfänger durch diesen Fehler leicht dahin verleitet werden können, die poetischen Schönheiten, die hier abgehandelt werden, vornemlich

nemlich in den Worten zu suchen. Man kan aber sehr leicht überzeugt werden, daß z. E. die Metapher bloß in den Gedancken stat finden könne, wenn sie auch nicht mit Worten ausgedruckt würde, und so verhält es sich auch mit den übrigen Sachen, die hier vorkommen.

§. 126.

Wider den ersten Absatz habe ich dreyerley zu erinnern 1) ohne Zweifel ist es falsch, wenn der Herr Professor behauptet, der gröste **Zierrath poetischer Ausdruckungen bestehe in den tropischen uneigentlichen und verblümten Worten und Redensarten.** Der erhabene Ausdruck ist ohne Widerrede der schönste, und der ist ofte gar nicht verblümt. Wenn z. E. der alte Horatz, in dem Trauerspiele des Corneille Horace, auf die Frage: was sein Sohn, der vor den Curiaciern geflohen, hätte thun sollen, antwortet

qu' il mourut.

so ist der Ausdruck gar nicht verblümt, und übertrift an Schönheit alle Metaphern. 2) Der Herr Professor hat den Unterscheid der eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucke nicht deutlich und bestimt genug angegeben. Die Bedeutungen der Wörter sind die Absichten, weswegen wir sie brauchen. Sind es nun die Hauptabsichten, weswegen sie erfunden worden, und am häufigsten gebraucht wer-

werden; so sind es die eigentlichen Bedeutungen. So ofte man also ein Wort in der eigentlichen Bedeutung braucht, so ofte denckt man nur an die Bedeutung, und sonst an keine andere. In dem entgegengesetzten Falle ist es ein uneigentliches Wort. 3) Es heist: **so leicht und verständlich die eigentliche Art zu reden ist === so trocken, so mager und so wässerigt ist sie auch.** Dieser Ausspruch ist erweislich falsch. Das vorhin angeführte Beyspiel aus dem Corneille ist allein im Stande, das Gegentheil zu erweisen. Die heroischen, erhabenen und pathetischen Reden bedienen sich sehr ofte des eigentlichen Ausdrucks, und sind doch nicht trocken, mager und wässerig. Im Homer und Virgil findet man überall schöne Exempel, die dieses bestätigen.

§. 127.

Wider den 2=5 Absatz will ich anmercken 1) daß es scheint, als glaube der Herr Professor, das poetische stecke nur in den verblümten Redensarten, und daß ohne solche Redensarten kein Ausdruck poetisch seyn könne. Beydes ist falsch §. 126. 2) Er verwechselt den verblümten Ausdruck mit dem feurigen und erhabenen. Ein Ausdruck kan verblümt seyn, und ist weder feurig noch erhaben, wie aus den Schäfergedichten erhellet, und aus allen poetischen Malereyen, die nicht pathetisch sind. Ja ein Ausdruck kan edel,

feurig

feurig und erhaben seyn, und ist doch nicht verblümt. §. 126. Durch dergleichen Vermengungen werden, die Schüler der Dichtkunst, ohne Zweifel in eine schädliche Verwirrung gesetzt.

§. 128.

Der Herr Professor scheint mit der Ausarbeitung dieses Capitels so sehr beschäftiget gewesen zu seyn, daß er dabey an die übrigen Pflichten eines Dichters nicht gedacht hat. Wenn man dieses nicht annimt, so kan man nicht begreifen, warum er §. 6. behauptet: daß der Witz eines Poeten sich hauptsächlich in der glücklichen Erfindung verblümter Redensarten zeige. Mir deucht, daß ohne Beweiß unleugbar sey, daß mehr Witz dazu erfodert werde, die gantze Handlung eines epischen oder theatralischen Gedichts zu erfinden, als eine verblümte Redensart zu erdencken.

§. 129.

Von §. 7. bis 17. wird von den vornehmsten Tropen gehandelt. Bey dem 7. §. wäre es wohl in einer philosophischen Dichtkunst unentbehrlich nöthig gewesen, von den Tropen überhaupt zu handeln. Und zwar 1) von ihrer Erklärung. Ein Tropus besteht nemlich darin, wenn stat eines Begrifs ein anderer auf eine schöne oder poetische Art gedacht wird. Durch diese Erklärung ist also unleugbar, daß die Tropen nicht in den Worten, sondern

dern in den Gedancken angetroffen werden, und daß nicht eine iede Verwechselung der Begriffe diesen Namen verdiene. Die gemeinen Abhandlungen der Tropen haben den Schaden, daß man denckt, man dencke tropisch, wenn man nur z. E. das Gantze stat der Theile u. s. w. setzt. Wenn man aber einem Anfänger sagt, daß die Verwechselung der Begriffe nicht eher zu den Tropen gehöre, ehe nicht dadurch eine besondere poetische Schönheit entsteht; so wird er begreiffen, daß er viel mehr zu beobachten habe, als die Begriffe mit einander zu verwechseln. 2) Von ihrem Nutzen und Gebrauche. Einige Tropen verursachen den Reichthum der Gedancken vornemlich, andere das edle und erhabene, die poetische Lebhaftigkeit, Ueberredung und das Feuer der Gedancken. Aus diesen Betrachtungen fliessen nothwendige Regeln, wodurch der Gebrauch der Tropen eingeschränckt wird. Der gar zu häufige Gebrauch der Tropen verursacht den Fehler, den man maculosum cogitandi genus nennt.

§. 130.

Von §. 8. bis 12. wird insonderheit von der Metapher gehandelt. Im 8. §. wird die Metapher so erklärt: **sie ist eine verblümte Redensart, wo man an stat eines Worts, das sich im eigentlichen Verstande zu einer Sache schickt, ein anderes nimt, welches eine gewisse Aehnlichkeit damit hat, und also ein kurzes Gleichniß in sich schließt.**

Wi-

Wider dieſe Erklärung kan man folgendes einwenden. 1) Eine Metapher kan auch in einem einzigen Worte liegen, und folglich iſt ſie nicht nothwendig eine Redensart, denn die iſt ein Inbegrif vieler Worte. Der Herr Profeſſor hat ſelbſt C. VII. §. 21. ſeiner Dichtkunſt geſagt, daß viele Worte eine Redensart ausmachen. 2) Der gantze Begrif kan einen Anfänger leicht verführen, die Metapher bloß in den Worten zu ſuchen, da ſie doch beynahe gantz in den Gedancken angetroffen werden muß. 3) Man kan durch dieſe Erklärung die Metapher nicht hinlänglich von einem Gleichniſſe unterſcheiden. Es iſt wahr, daß eine iede Metapher in ein Gleichniß verwandelt werden kan, allein ſie ſind doch von einander unterſchieden. Man kan alſo dieſe Sache folgender Geſtalt auseinander ſetzen. Wenn man eine Sache poetiſch dencken will, ſo kan dieſes geſchehen, wenn man ſich zugleich etwas anders vorſtelt, ſo mit ihr übereinſtimt, oder ihr gleich und ähnlich iſt. Der Kürtze wegen will ich iene A und dieſes B nennen. Wenn man alſo dieſes thut, ſo denckt man entweder ſtat A das B, oder man ſtelt ſich neben A das B zugleich vor. Iſt das erſte, ſo entſteht eine Metapher, iſt das letzte ſo haben wir ein Gleichniß.

§. 131.

In dem 11. und 12. §. kommen vier Regeln vor, die man bey einer Metapher beobachten muß, wenn ſie ſchön ſeyn ſoll. Dieſe Regeln ſind

insgesamt richtig und unentbehrlich, allein der Herr Professor hat einige sehr wichtige Regeln ausgelassen. Ich rechne dahin folgende. 1) Zwischen dem eigentlichen und uneigentlichen Verstande einer Metapher muß iederzeit, auch eine gehörige Gleichheit und Proportion angetroffen werden. Widrigenfals fält sie leicht ins schwülstige, kriechende, lächerliche und abgeschmackte. 2) Die Aehnlichkeit muß nicht nur wahr, sondern auch groß seyn; und hier muß untersucht werden, ob die Metaphern auf den blossen Uebereinstimmungen der Verhältnisse und zufälligen Beschaffenheiten beruhen dürfen? Oder ob die innern und wesentlichen und nothwendigen Aehnlichkeiten besser, und allezeit zu einer guten Metapher erfodert werden? 3) Wenn ehe die Metapher dem Gleichnisse und der Allegorie vorgezogen werden muß, und umgekehrt? 4) Wie lang eine Allegorie ohngefehr seyn muß? 5) Ob die gewöhnlichen und längst bekanten Metaphern beyzubehalten, und wenn ehe? Und ob die Fehler derselben, die bloß dem ersten Erfinder derselben zuzurechnen sind, den Gebrauch derselben gäntzlich verbiethen? 6) Wenn ehe die Sache, womit man etwas vergleicht, grösser oder kleiner als dasselbe seyn dürfe? 7) In allen Metaphern, die man von einer Sache braucht, muß eine Einheit angetroffen werden, desgleichen in den Gleichnissen. 7) Alle Metaphern und Gleichnisse müssen den Gegenstand auf der Seite erläutern, von welcher er um des Zwecks willen

be-

betrachtet werden muß. 8) Ob in einen Gleichnisse was vorkommen darf, so in keiner Aehnlichkeit und Uebereinstimmung mit der Sache, die damit verglichen wird, steht; und ob es erlaubt sey, bloß um der Ausschmückung des Gleichnisses willen, etwas in demselben anzuführen? Doch ich muß aufhören. Dieses kan zum Beweise hinlänglich seyn, wie unvollständig der Herr Professor, die Lehre von den Metaphern, Gleichnissen und Allegorien, abgehandelt hat.

§. 132.

In dem 13 Absatze wird von der Metonymie gehandelt. Allein der Herr Professor hat hier vergessen, einen deutlichen Begrif von derselben zugeben. Alles was er anführt, sind nur besondere Arten metonymischer Ausdrucke. Wenn man einen von zwey verknüpften Begriffen (ideæ sociæ) für den andern setzt, so daß es keine Metapher, keine Synecdoche und keine Ironie ist, so nennt man es eine Metonymie. Man kan also leicht erachten, daß diese gantze Abhandlung der Metonymie in der critischen Dichtkunst nichts anders, als einen blossen Catalogum verschiedener Exempel, enthält.

§. 133.

Von dem 14 bis 16 Absatz wird von der Synecdoche gehandelt. Allein auch hier fehlt die allgemeine Betrachtung derselben, indem es dem Herrn Professor nicht gefällig gewesen, die Synecdoche überhaupt zu erklären. Man kan sie folgendergestalt erklären, daß sie nemlich darin

bestehe, wenn man stat eines Begrifs denienigen setzt, der in oder unter ihm enthalten ist, und umgekehrt. Es ist also auch hier nichts weiter von dem Herrn Professor geschehen, als daß er ein weitläuftiges Register synecdochischer Redensarten verfertiget. Bey der Vergrösserung und Verkleinerung, die der Herr Professor §. 15 und 16. abhandelt, hätte nothwendig müssen untersucht werden. 1) Wo man diese Tropen anbringen kan? Nemlich sonderlich in pathetischen Reden, wenn man einen Affect erregen will. 2) Wie weit sie gehen können? Der Herr Professor sagt zwar, sie müsten nur soweit gehn, daß dadurch kein Irrthum entstehe. Allein das ist nicht bestimt genug. Wenn man von der poetischen Wahrscheinlichkeit bestimte Regeln gegeben hat, so lassen sich daraus die Regeln der Vergrösserung und Verkleinerung sehr leicht herleiten.

§. 134.

Bey Gelegenheit der Synecdoche hätte der Herr Professor nothwendig von den poetischen Beyspielen handeln sollen. Die Beyspiele sind ein gantz ausnehmender Zierrath in allem Vortrage, und sonderlich auch in den Gedichten. Es wundert mich also, daß derselben in der critischen Dichtkunst keine Erwehnung geschehen. Da der Herr Professor z. E. die besondern Arten der Synecdoche und Metonymie so ausführlich angeführt hat, so kan er gewiß keine hinlängliche Entschuldigung dieses Mangels seiner

ner Dichtkunst anführen. Ich will hier die vornehmsten Regeln eines poetischen Beyspiels nicht anführen, weil ich derselben schon hinlängliche Erwehnung gethan, als ich §. 89. von den Fabeln handelte.

§. 135.

In dem 19. §. gibt der Herr Professor eine sehr schöne Regel, nemlich, daß man in den verblümten Redensarten vornemlich die Dunckelheit vermeiden müsse. Allein diese Regel ist nicht gründlich genug abgehandelt. 1) Hätten die Quellen dieser verbothenen Dunckelheit angeführt werden sollen. Man sage einem angehenden Dichter tausendmal, daß er sich für der Dunckelheit hüten solle, sagt man ihm nicht woher die Dunckelheit komme, so hilft unser sagen nichts. Folglich hätte die Klarheit der verblümten Redensarten, und ihre Ursachen genau bestimt werden sollen. 2) Hätte die Dunckelheit, von einer iedweden Schwierigkeit des Verstehens, unterschieden werden sollen. Es gibt solche elende Köpfe, die die klärsten Sachen nicht fassen können. Das wahre poetische muß diesen Nachteulen nothwendig dunckel seyn. Alle finstere Köpfe und die schwach dencken, können aus diesem Absatze der Gottschedischen Dichtkunst, ein Recht herleiten, alle die Gedichte zu tadeln, die sie, um der Mattigkeit ihres Geistes willen, nicht einsehen können. Und hier könnte ich Herr Hallern anführen, dessen Tadler beweisen, daß meine lezte Anmerckung der Erfahrung gemäß sey.

§. 136.

In dem 20. §. handelt der Herr Professor von der poetischen Schwulst auf eine ungemein mangelhafte Art, da doch dieser wichtige Fehler eine recht gründliche Untersuchung erfodert. Er gibt uns nicht einmal eine rechte Erklärung dieses Fehlers, sondern er hält sich nur vornemlich bey der Untersuchung auf, warum man diesen Fehler Phoebus nennt. Alle Gedancken, die grösser sind, als es die Grösse und Würde des Gegenstandes, der poetischen Wahrscheinlichkeit nach, erlaubt, sind schwülstig. Ich werde bey dem XI. Capitel der Gottschedischen Dichtkunst darthun, daß alle Gegenstände der Gedichte entweder niedere oder mitlere oder hohe sind. Folglich gibt es eine dreifache Art der poetischen Schwulst. 1) Wenn man niedere Gegenstände, auf eine Art denckt, die nur den mitlern und hohen proportionirt ist. Diese Schwulst kan z. E. in den Schäfergedichten stat finden. 2) Wenn mitlere Gegenstände auf eine Art gedacht werden, die nur den hohen proportionirt sind. 3) Wenn hohe Sache auf eine dem Scheine nach hohe Art gedacht werden, doch so, daß die poetische Wahrscheinlichkeit dadurch verletzt wird. Wenn es dem Herrn Professor gefallen hätte, diese drey Arten der Schwulst ausführlich zu untersuchen, so würde er sehr viele schöne Regeln entdeckt haben, die man ihrer Nothwendigkeit wegen den Dichtern nie genug anpreisen kan.

Der

Der neunte Abschnitt
Beurtheilung des neunten Capitels
der
Gottschedischen Dichtkunst.

§. 137.

In diesem Capitel der Gottschedischen Dichtkunst wird, von den poetischen Perioden und ihren Zierathen, gehandelt. Ein ieder aufmercksamer Leser wird leicht gewahr werden, daß niemand aus diesem Capitel lernen kan, was eine Periode sey, zu geschweigen, daß er eine geschickte Periode solte machen lernen. Gleich im ersten Absatze will der Herr Professor eine Periode erklären, und sagt: **sie sey eine kurze Rede, die einen oder etliche Gedancken in sich schließt, und für sich selbst einen völligen Verstand hat.** Diese Erklärung ist vollkommen falsch; denn ein ieder sieht, daß ein blosser logischer Satz z. E. **GOtt ist würcklich**, nach dieser Erklärung eine Periode sey, ia eine Chrie könnte vermöge dieser Erklärung eine Periode genennt werden. Folglich hat der Herr Professor das rechte Unterscheidungsstück einer Periode gantz übergangen, da er doch dasselbe sehr leicht aus dem Cicero und Quinctilian hätte ersehen können. Jener handelt von den Perioden ungemein deutlich in seinem Redner, sonderlich c. 61, 62. 63. und dieser Inst. Orat. L. IX. c. 4. Aus beyden erhellet zur Genüge,

daß sie nicht einen ieden Satz, den ein Redner oder Dichter vorträgt, für eine Periode halten; ia daß sie den Rednern und Dichtern ausdrücklich verbieten, beständig periodisch zu reden. Sie unterscheiden das incise und membratim reden ausdrücklich, von dem periodischen reden. Man kan ferner aus ihnen lernen, daß es bey einer Periode ankomme, theils auf die Grösse der Theile eines Satzes, theils auf das mathematische Verhältniß und die Proportion dieser Theile.

§. 138.

Wenn ich nach meinen Einsichten von den poetischen Perioden handeln solte, so würde ich vor allen Dingen das Wesen einer Periode überhaupt untersuchen, und das zwar folgendergestalt. Ein Punct ist ein Satz, der kein Theil eines andern Satzes ist. Die Erweiterungen sind alle die Nebenbegriffe, wodurch, wenn sie mit einem andern verbunden werden, zwar kein gantz neuer, doch schönerer Begrif entsteht. Die Füglichkeit, wenn ich das Wort Concinnitas so verdeutschen darf, besteht in der proportionirten Uebereinstimmung der Theile einer Rede. Eine Periode also ist ein Punct, welches dergestalt erweitert worden, daß seine Theile sich gehörig zusammenfügen. Hernach so würde ich folgende Stücke untersuchen.

1. Den Unterschied der prosaischen und poetischen Perioden.
2. Die Erweiterungen einer Periode. Ob das Sub-

Subiect oder Prädicat oder beydes erweitert werden müsse?

3. Die Grösse einer Periode, damit sie nicht zu lang werde.
4. Wenn ehe es sich schickt, periodisch zu reden.
5. Den Schwung der Perioden, und woher derselbe entsteht. Da ich denn das proportionirte Verhältniß der Theile einer Periode überhaupt bestimmen wolte, samt der Folge der Wörter.
6. Die verschiedenen Arten der Perioden. Z. E. periodus concessiva, conditionalis, causalis u. s. w.

§. 135.

Der Herr Professor hat in diesem Capitel folgende Stücke abgehandelt. Nachdem er §. 2-4. von dem Ursprunge der Perioden gehandelt, so sagt er:

1. eine Periode müsse nicht dunckel und also nicht zu lang seyn §. 5. 6.
2. Sie müsse die natürliche Wortfügung beybehalten §. 7-17. da von einigen Fehlern der Dichter wider die deutsche Sprachkunst gehandelt wird.
3. Sie müsse deutlich seyn §. 18-20.
4. Welche Versetzungen der Wörter erlaubt sind §. 21-28.

§. 140.

Wenn man die beyden vorhergehenden Absätze mit einander vergleicht, so wird man unleugbar gewahr werden. 1) Daß der Herr Pro-

fessor gar keinen Unterricht von den Perioden ertheilt, der hinreichend wäre, einen Anfänger in den Stand zu setzen, Perioden zu verfertigen. Das nothwendige ist gantz übergangen. 2) Daß er von Dingen gehandelt, welche die Sprache der Poeten überhaupt betreffen, oder wohl gar nur einzelne Worte. Alles, was der Herr Professor sagt, muß ein Dichter, wenn es seine Richtigkeit hat, beobachten, er mag periodisch reden oder nicht. 3) Von den Zierrathen der Perioden hat er gar nicht gehandelt, wie er doch selbst in der Aufschrift dieses Capitels versprochen. Wolte man auch die Deutlichkeit einer Periode mit unter ihre Zierrathe rechnen, so ist das doch nur ein Zierrath, und es gibt viele andere, welche aber mit einem gäntzlichen Stillschweigen übergangen worden. Man muß sich über diesen Mangel der Gottschedischen Dichtkunst um so viel mehr wundern, ie leichter es dem Herrn Professor gewesen ist, aus dem Cicero und Quinctilian diese Abhandlung gründlich und vollständig zu machen.

§. 141.

Alles, was der Herr Professor in den folgenden Absätzen dieses Capitels gesagt, hat mehrentheils seine vollkommene Richtigkeit. Ich werde also nur noch einige wenige Anmerckungen wider dasselbe machen. §. 7. und 10 sagt er: ein Dichter müsse die Worte eben so zusammenfügen, als man in Prose thut. Doch erlaubt er auch wieder

§. 21.

§. 21 einige Versetzungen. Folglich hat er diese Regeln nicht bestimt genug vorgetragen. Es ist unwidersprechlich klar, daß die bewährtesten Dichter, die gewöhnlichen Wortfügungen verlassen. Ich darf den Horatz nur aufschlagen so finde ich Beweise davon z. E. L. I. Od. XXII.

Integer vitæ scelerisque purus
Non eget Mauri iaculis neque arcu,
Nec venenatis gravida sagittis,
Fusce, pharetra.

Wer wird in Prose die Worte so zusammenfügen? Ob nun gleich nicht eine iede Wortfügung einem Dichter erlaubt ist, so kan man doch überhaupt sagen, daß alle Wortfügungen, sie mögen sich auch von der gewöhnlichen Art noch so weit entfernen, dem Dichter erlaubt sind, wodurch nur die poetische Deutlichkeit nicht gehindert wird. Der poetische Schwung einer Periode kan manchmal, durch eine gewöhnliche Wortfügung, nicht erhalten werden; folglich entsteht vielmals eine Schönheit aus einer ungewöhnlichen Versetzung der Wörter. In dem 17 Absatze beschuldiget der Herr Professor den Aristoteles einer zu grossen Gelindigkeit, wenn er die Dichter entschuldiget, daß sie sich von der gewöhnlichen Art zu reden entfernen. Allein, wenn man das 23 Capitel der Aristotelischen Dichtkunst durchließt, so wird man schwerlich begreiffen, warum Aristoteles diese

Cri-

Critick verdiene. Er hat diese Freyheit sehr sorgfältig eingeschränckt, und sein angegebener Grund ist vollkommen richtig. Ein Dichter nemlich muß, um edel zu reden, nicht so reden wie der gemeine Mann. Der gemeine Mann verkürtzt manche Wörter, die kan also der Dichter verlängern, und umgekehrt. Die vornehmen Leute thun dieses so gar auch, wenn sie nicht dichten, und man kan dieses durch tausend Beyspiele aus der deutschen Sprache bestätigen. Und eben dieses kan auch von vielen Wortfügungen gesagt werden.

§. 142.

Wenn der Herr Professor §. 11 es mit Recht tadelt, daß man das Wort thun auf eine ungeschickte Art in die Verse setzt, so scheint er hier einen kleinen Fehler begangen zu haben, indem er ein Flickwort unter die lächerlichen Versetzungen der Wörter rechnet. Ein Flickwort ist an sich etwas verwerfliches. Doch das ist eine Kleinigkeit. Nur wäre zu wünschen, daß der Herr Professor angemerckt hätte, daß diese kleinen Fehler der Poeten von denen er §. 11-17. handelt, in der That Kleinigkeiten wären, bey denen sich kein männlicher Kunstrichter aufhalten muß, wenn nur die Vortreflichkeit der Gedancken den Fehler ersetzt. Der Herr Professor redet so starck und nachdrücklich von diesen Kleinigkeiten, daß mancher dadurch verleitet werden kan, ein Gedicht gantz

zu

zu verabscheuen, in welchen etwa ein raus oder rein vorkomt.

§. 143.

In dem 16 §. führt der Herr Professor aus Opitzen die Verse an.

Verzeihe uns mit Gnade,
Daß ich unangesagt mit Schriften dich belade,
Die gar zu schlecht für dich.

Er setzt hinzu, daß hier das Wort sind ausgelassen. Gleichwol sey dasselbe hier ein Hauptwort, ohne welchem man den Satz unmöglich verstehen könne. Allein er widerlegt diese seine Critick selbst. Könnte dieser Satz, die gar zu schlecht für dich, ohne sind gar nicht verstanden werden, so hätte der Herr Professor auch nicht errathen können, daß sind ausgelassen worden.

§. 144.

In dem 17. §. sagt der Herr Professor: es sey ein Fehler, wenn der Poet die Hülfswörter wider die prosaische Ordnung vor oder hinter das Hauptwort setzt. Allein meiner Einsicht nach ist diese Foderung, oder dieser Ausspruch zu hart, sonderlich wenn man die Reime beybehalten will. Wenn nur aus dieser Versetzung keine Undeutlichkeit und handgreifliche Lächerlichkeit entsteht, so wird man sie für keinen Fehler halten können z. E. der von dem Herrn Professor angeführte Vers aus Francken

So würde Caßius sich eher lassen lencken

wird wohl nicht leicht iemanden anstößig seyn, er müste denn gar zu sehr auf die deutsche Grammatick geschworen haben. Wenn nicht einmal dergleichen Versetzungen, die

ohne

ohne Zweifel die kleineſten ſind, einem Dichter erlaubt ſeyn ſollen, ſo iſt ihm gar keine erlaubt, und alſo widerlegt ſich der Herr Profeſſor ſelbſt, da er in dem folgenden den Dichtern viel gröſſere und kühnere Verſetzungen erlaubt. §. 145.

In den 20. §. tadelt der Profeſſor das Galimathias, welches aus den Metaphern entſteht. Allein es iſt unbegreiflich, wie er hier in der Lehre von den Perioden auf dieſen Fehler komt. Die in der That lächerlichen Exempel, die er anführt, ſündigen wider die Regeln der Metaphern, und folglich iſt dieſer Abſatz in dieſem Capitel überflüßig. In dem letzten Abſatze verwirft der Herr Profeſſor die Mittelwörter ohne gehörige Einſchrenckung. Allein da er keine Gründe anführt, ſo kan man eben ſo leicht das Gegentheil behaupten.

Der zehnte Abſchnitt
Beurtheilung des zehnten Capitels der Gottſchediſchen Dichtkunſt.

§. 146.

Dieſes Capitel handelt von den Figuren in der Poeſie, und wer es nur einmal durchgeleſen hat, der wird gewahr werden, daß nicht vielmehr, als ein bloſſes Regiſter der bekanteſten Figuren in dieſem Capitel angetroffen werde. Das nöthigſte und nützlichſte iſt bey dieſer Materie gantz bey Seite geſetzt worden. Ueberhaupt von dieſem Capitel zu urtheilen, ſo kan man meinem Bedüncken nach folgende Einwendungen machen. 1) Hat der Herr Profeſſor nicht einmal gantz überhaupt erklärt, was eine Figur ſey, welcher Mangel in einer philoſophiſchen Dichtkunſt ſchwerlich entſchuldiget werden kan. Man kan dieſen Mangel folgendergeſtalt erſetzen. Alle diejenigen Theile einer beredten Rede, oder einer Rede die nach den Regeln der Wohlredenheit eingerichtet iſt, in welchen eine beſondere

und

und ausnehmende Schönheit mercklich ist, heissen Figuren; und daraus erhellet von selbst, was eine Figur in der Poesie sey. Dieser Begrif ist so fruchtbar, daß daraus alle Regeln der Figuren fliessen, und man kan daraus beweisen, daß nicht eine iede ausserordentliche Art zu reden eine Figur genannt zu werden verdiene. Eine Figur muß eine recht hervorschimmernde Schönheit verursachen. 2) Hätte der Herr Professor überhaupt die Hauptgattungen der Figuren unterscheiden sollen. Eine Figur ist entweder eine erleuchtende, oder eine beweisende, oder eine bewegende Figur oder mehreres oder alles zugleich. Man theilt sie auch in Wortfiguren und in Sachfiguren ein, und da müste sonderlich gezeigt werden, was man von den ersten zu halten habe, und ob man sie gantz verwerfen müsse? 3) Er hätte überhaupt die Regeln des Gebrauchs der Figuren auseinander setzen sollen, und sonderlich die Fehler, die man dabey überhaupt begehen kan, anmercken sollen. 4) Er hätte bey einer iden Figur insbesondere ihren Gebrauch nach Regeln bestimmen sollen, desgleichen hätte er bemercken sollen, was dabey zu vermeiden. So aber hat er weiter nichts gethan, als daß er von einer ieden Figur eine Erklärung gegeben, und das zwar nicht einmal allezeit, und daß er Exempel angeführt. Z. E. bey der Figur die man die Frage nennt, kan man nicht nur mit grossem Nutzen untersuchen, wenn ehe es sich schickt zu fragen; sondern auch, daß man nicht eher fragen müsse, als bis man überzeugt sey, daß unser Zuhörer in seinem Gemüth nach Wunsch unsere Frage beantworten werde. Ich führe dieses nur an, um zu zeigen, daß ich von dem Herrn Professor keine Dinge fodere, die entweder unmöglich, oder die ich mir selbst nicht getrauete besser zu machen. Es wird demnach unnöthig seyn, bey den Absätzen dieses Capitels diese Vorwürfe, die man wider sie insgesamt machen kan, zu wiederholen.

§. 147.

In dem 8 §. wird von der Ellipsis gehandelt, ich zweifele aber, ob man diese Figur eine poetische nennen kan, da sie nur grammaticalisch ist. Das Exempel aus dem Virgil ist un-

leug-

leugbar eine Aposiopesis und keine Ellipsis. Lami sagt zwar, die Aposiopesis sey eine espece d'Ellipse, allein daraus folgt nicht, daß er die Ellipsis selbst für eine poetische Figur halte.

§. 148.

In dem 15 §. wird von dem Ueberflusse gehandelt. Es scheint als widerspreche sich hier der Herr Professor selbst. Er führt aus ein paar Poeten an: harte Klippen und dunckle Nacht, und sagt diese Beywörter wären überflüssig. C. VII. §. 22 aber hat er selbst sehr gründlich bewiesen, daß dergleichen Beywörter nicht überflüßig wären. Wenigstens hat er also nicht eingeschränckt genug geredet. Wenn er in eben diesem Absatze sagt: der Ueberfluß muß in Worten bestehen, so verwechselt er den Pleonasmus mit der Tautologie. Die letzte entsteht aus Mangel der Gedancken, sie besteht in Worten, und wird von niemanden als eine poetische Figur angepriesen werden können.

§. 149.

Obgleich der Herr Professor am Ende dieses Capitels selbst gesteht, daß er nicht alle Figuren angeführt, so muß man sich doch wundern, daß er manche ausgelassen, die eher verdient hätten bemerckt zu werden, als manche deren er gedenckt. Sonderlich ist es zu verwundern, daß er, da er doch in dem Verzeichnisse der Figuren dem Lami so genau gefolgt, die Prolepsis ausgelassen, deren doch Lami gedenckt. Zu den ausgelassenen Figuren kan man noch rechnen Paradiastole, Antimetabole, Oxymeron, Digressio, Revocatio animi u. s. w.

§. 150.

Noch eine nützliche Materie hat der Professor gantz übergangen, nemlich den Unterschied und Uebereinstimmung der Tropen und Figuren und der poetischen Argumente überhaupt zuzeigen. Da diese Sache leicht und kurtz hätte abgehandelt werden können, so kan sich der Herr Professor mit der beliebten Kürtze nicht entschuldigen, und die systematische und gründliche Erkenntniß dieser Dinge würde dadurch sehr befördert worden seyn.

ENDE.